

Nr. 216. Bromberg, den 5. Oktober 1928.

Die Liebe des Geigerkönigs.

Roman von J. Schneider-Foerstl.

Er griff mit der Rechten nach seinem Taschentuche, es war ihm mit einem Male ganz heiß geworden. Er hatte es in seinem Fracke stecken gehabt und fühlte, wie etwas Schneidendes ihm das Blut an den Fingern rinnen ließ. Erschrocken riß er den ganzen Inhalt der Tasche heraus und hielt die untere Hälfte des zerbrochenen Sektglases in der Hand.

Ratlos erstaunt drehte er das Stück zwischen den Fingern. Wie kam das an diesen Platz? Er konnte sich absolut nicht erinnern, es eingesteckt zu haben. Das war doch zu sonderbar.

Eva Marias Bild zur Seite legend, damit es nicht durch sein Blut beschmutzt werde, das von seinem rechten Daumen rann, drückte er auf einen der Elfenbeinknöpfe nahe der Eingangstüre.

Fast unmittelbar darauf erschien ein Bediensteter und frug nach seinen Wünschen.

„Etwas heißes Wasser und einen Streifen Gazeverband," erbat sich Radanyi und sah dabei dem Manne forschend ins Gesicht. Es war ihm so bekannt, aber er wußte nicht, wo er es unterbringen sollte.

Da war es auch schon verschwunden, denn der Diener hatte sich sofort wieder zum Gehen gewandt, das Verlangte herbeizuholen.

Radanyi vergaß vollständig auf seine Schnittwunde und strengte sein Gedächtnis an. Wo hatte er nur diesen Menschen schon gesehen? — Oft gesehen? — Eine Bewegung desselben war ihm insbesondere im Erinnern haften geblieben. Er sah ihn mit erhobenen Armen etwas in Schränke legen oder aus ihnen herausnehmen. — Er verbiß sich ganz darein, das Wann und Wie zu finden. Aber es war zwecklos. Er fand es nicht.

Inzwischen war der Bedienstete schon wieder zurückgekommen. Ohne zu fragen oder viele Worte zu machen, wusch er den verletzten Daumen, ließ einen Tropfen karbolähnlich riechenden Öles darüber tropfen und machte einen kunstgerechten Gazeverband um das ganze Glied.

Radanyi hatte ihm wortlos zugesehen. Er ärgerte sich, daß sein Gedächtnis ihn so im Stiche ließ.

„Wünschen Herr Radanyi noch etwas?" kam es höflich.

„Nein! Danke! — Aber sagen Sie einmal," er hielt den Mann an den glänzenden Knöpfen seiner Livree fest, „haben wir uns nicht schon irgendwo gesehen oder auch gesprochen oder so — ich finde absolut nicht mehr, wann und wo das gewesen ist!"

Ein flüchtiges Lächeln zuckte über das Gesicht des Bediensteten. „Jawohl, Herr Radanyi! — Ich stand früher im Dienste des Grafen Warren in Wien und hatte die Ehre, Ihr persönlicher Diener zu sein, als Sie damals von der Pußta herauf in das Haus in der Herrenstraße kamen!"

Radanyis ganzes Gesicht strahlte. „Ja! Wahrhaftig. Und Sie haben mir damals am ersten Tage beim Umkleiden geholfen!"

„Jawohl, Herr Radanyi!"

„Damals und heute!" Elemer lachte. „Und wie geht es Ihnen hier?"

„Nicht gut, Herr Radanyi!"

„Nicht gut? Ich dächte, gerade hier sei so recht der Boden, sich Geld zu holen!"

„Schon, Herr Radanyi. Aber man wird auch leichtsinnig dabei. Man kommt in allerlei Gesellschaft, sieht den Prunk und den Luxus, weiß, wie's die anderen treiben, denen der Dollar angeboren ist, und das — das hat mich ruiniert!"

„Sie wollten es auch so haben?" frug Elemer.

„Ja, ich wollt es auch so haben, Herr Radanyi. Weniger für mich, als für meine Frau und meine Kinder. Ich habe angefangen zu spielen. Erst mit kleinen Summen, dann mit großen, habe wechselnd Glück gehabt, aber dann hat es mich verfolgt, als ob ich einem Falschspieler in die Fänge gegangen wäre. Schlag auf Schlag verlor ich. Und immer wieder begann ich von neuem, weil ich glaubte, einmal müsse es doch wieder anders kommen. Aber es blieb immer wie es war. Und jetzt stecke ich bis über den Hals in Schulden und es wird nicht mehr lange dauern, werde ich hier vor die Türe gesetzt sein. Zu spielen ist dem Personal verboten. Es hilft eben alles zusammen, daß ich nicht mehr herauskomme aus dem Schmutz. Schon seit Tagen trage ich mich mit dem Gedanken, wie ich mich und Frau und Kinder am raschesten aus dem Leben schaffe."

„Das ist feige!" sagte Radanyi mit einem kühlen, abweisenden Blick.

„Feige?" Der Mann lachte bitter auf. „Das sagt man, wenn man die Not nicht kennt. Sie wissen nicht, was das ist, Herr Radanyi: ein krankes Weib zu Hause, das vor Kummer und Aufregung dahinsiecht und nicht einmal mehr eine Träne findet, und die Kinder — wenn ich heimkomme, hängen sie an meinem Rocke und betteln um ein Stück Brot und ich kann ihnen keins geben, muß zusehen, wie sie hungern und matt und hager werden, weil alles, was ich verdiene, den Spielerkomplizen gehört. Da ist das weniger feige, wenn ich der ganzen Misere so bald als möglich ein Ende mache!"

Elemer entledigte sich, ohne etwas zu sagen, seines Frackes. Behutsam hatte der Bediente mit zugegriffen und schob vorsichtig den Ärmel über den Verband des Fingers. Dann kniete er nieder und löste ihm die Schuhbänder. Alles, als sei er noch in Warrens Diensten.

„Wie heißen Sie?" frug Radanyi.

„Rinker! — Konstantin Rinker!"

„Wie hoch beläuft sich Ihre Spielschuld?"

Der Mann erhob sich verlegen und machte eine abwehrende Bewegung. „Ich weiß schon, Herr Radanyi. Sie wollen mir helfen. Aber es hat keinen Sinn. Das Geld wäre für Sie so viel wie verloren. Es würde ein halbes Menschenalter dauern, bis ich die Summe wieder zurückbezahlen könnte."

„Sind es mehr wie zweitausend Dollar?"

„Nein! Um hundert weniger!"

Elemer nahm die beiden Wertbriefe vom Tische und reichte sie Rinker. „Nehmen Sie! Das reicht gerade."

Der wußte nicht, wie ihm geschah. Da hatte ihn der Geigerkönig schon vor die Türe geschoben und drehte den Schlüssel hinter ihm im Schloß.

„Herr Radanyi! — Herr Radanyi!" hörte er draußen rufen.

„Gehen Sie!" gab er gedämpft zurück. „Machen Sie Ihre Schulden quitt und kaufen Sie Ihren Kindern Brot — und spielen Sie nicht wieder!"

„Nie wieder!" Dann ein rauhes Aufschluchzen.

Rinker kniete vor der Schwelle und preßte sein Gesicht gegen die Wandung der hohen Flügeltüre, hinter der Radanyi sich zur Ruhe legte. „Gott segne ihn! — Gott segne ihn!" Es war seit Monaten das erstemal, daß Rinker wieder zu seinem Gotte mit einer Bitte kam.

*

Gleich einem orangefarbenen Vorhang hing der Abendhimmel über der Millionenstadt Newyork. Dieses Rotgelb drang selbst durch die Schicht von Dunst und Dampf und aufsteigenden Nebeln, welche über dem endlosen Häusergewirr lagerte. Die Straßen erschienen wie mit einer ockergelben Flut übergossen. An den tausenden von Fenstern rann sie herab und tauchte alles in ein unwirkliches, wesenloses, unterirdisches Licht. Die Wolkenkratzer tauchten wie Gralsburgen aus der mattgoldenen Helle, ihre Fenster brannten, die Mauern schienen aus gleißendem Erz geformt. Die mächtigen bronzefarbenen Zeiger der Riesenuhr an einem der Geschäftshäuser erschienen wie aus reinem Gold gehämmert. Man staunte über das seltene Schauspiel. Aber man blieb nicht stehen. Newyork hatte keine Zeit für Natur und Sentimentalität. Unaufhaltsam weiter raste die Zeit und mit ihr die Menschen.

Elemer Radanyi stand an einem der Fenster seiner Mietwohnung im Astorhotel und sah in die rasch verblassende Glut des Himmels, der sich ihm in engem Umkreis bot. Er empfand urplötzlich ein lebhaft schmerzliches Sehnen nach zu Hause. Nach der Pußta mit ihrer unendlichen Weite. Nach der zarten Gestalt der Mutter und dem gütigen Gesichte des Großvaters. Nach dem Csikos und seinen Pferden, nach dem trägen Wasser des Hortobagy und der armseligen Lehmhütte, in der die alte Karin wohnte.

„Karin!"

Die Sterne hatten doch getrogen. Es war wohl ein Schatten in sein Leben gefallen — damals, als er sich mit Eva Maria entzweite — aber es war alles wieder gut geworden. Eve Mi war sein. Mochte kommen was wollte, wenn sie sein Weib war, würde auch das Schlimmste zu ertragen sein.

Er verschränkte beide Arme und starrte nachdenkend in die immer mehr verlöschende Glut. Wie würde das sein, wenn sie ihm einmal ganz zu eigen war. Er sah sich vor ihr knien, den Kopf in wonnevollem Ausruhen in ihren Schoß gelegt, wie damals an dem Abend, ehe er von ihr ging. Er glaubte die Kühle ihrer Finger an seinen Wangen zu fühlen und ihre Tränen zu verspüren, wie sie auf seine Hände rannen. So — genau so würde sie vielleicht nun weinen, weil er nichts von sich hatte hören lassen, acht volle Monate lang. — Arme kleine Evi Mi!

Ein Jahr lang hatte er warten wollen, ihr Nachricht von sich zu geben, aber er konnte nicht mehr. Jetzt — jetzt sofort sollte sie ein paar Zeilen haben, daß sie wußte, daß er ihrer gedachte.

Mit ein paar Schritten war er am Schreibtisch, riß eines der Schubfächer auf und entnahm ihm einen der großen Leinenbogen, auf die er zu schreiben pflegte. Als wäre nun jede Minute ausschlaggebend, so hüpfte die Feder über das geraubte Papier.

„Mein blondes Lieb!

Seit jenem Abend, an dem Du mich zum Glücklichsten aller Sterblichen gemacht hast, sehnt sich jeder Nerv meines Lebens nach Dir, Eva Maria! Aber erst heute kann ich Dir schreiben, ich vermag Dir ein Heim zu bieten, das Deiner würdig ist. Das war auch der Grund meines Schweigens und dann auch der, daß ich wußte, Du würdest niemals an mir zweifeln. So wahr der Himmel über der Pußta steht, so sicher durftest Du auf mich hoffen. Du weißt es ja. In vier Monaten läuft mein Kontrakt ab. Und dann komme ich, Eve Mi, Dich mir zu holen. Der Gedanke macht mich zeitweise schwindeln vor Glück. Ich danke Dir für Deine Treue und daß Du mir Deine Liebe bewahrt hast. Von heute ab sollst Du mit jedem Dampfer eine Post von mir bekommen. Hast Du geweint um mich, mein armes Lieb?

Vergib mir, wenn ich Dir weh getan habe, und harre nun auch noch die kurze Spanne Zeit in Treue Deines

Elemer.

NB. Kannst Du mir ein neues Bild von Dir schicken? Das andere von Dir geschenkte ist kaum mehr erkenntlich. — Ahnst Du weshalb. Wenn Du zu Meister Haller kommst, dann sag ihm, daß ich in Bälde wiederkäme. — Ich habe ihm bereits in Hamburg zu wissen gemacht, daß Du meine Braut bist.

Nochmals in Treue Dein Elemer."

Radanyis Hände zitterten, als er die Adresse schrieb. Wann ging der nächste Postdampfer nach Europa?

Er klingelte und ersuchte um den Überseekurs.

Rinker, der Tagesjour hatte, versprach sofort nachzusehen. Als er wieder zurückkam, legte er den aufgeschlagenen Kurs der Postdampfer vor ihn hin. „Und eine Neuigkeit habe ich für Sie, Herr Radanyi!" meinte er schmunzelnd.

„Das wäre?" Radanyi sah ihn gespannt an.

„Kennen Sie den Herrenreiter Gellern?"

„Ja, doch, was ist mit ihm? — Doch nicht verunglückt?"

„Nein! — Aber er hat sich verheiratet, und zwar mit der Komtesse Warren!"

Zwei weitgeöffnete Augen starrten Rinker an. Radanyis Gesicht ist verändert, wie das eines Menschen, der im Todeskampfe steht. Ganz bleich und verzerrt heben sich die einzelnen Züge von der Muskulatur des Fleisches ab! „Sie haben sich getäuscht, Rinker!" würgt er mühsam hervor. Reglos liegen seine Hände ineinandergekrallt.

„Ich hab mich sicher nicht getäuscht, Herr Radanyi!" Es kommt stockend und unsicher. Ein Verstehen dämmert in dem Bediensteten auf.

Aber er kann nicht mehr anders, ein Zurücknehmen ist unmöglich. Langsam, zögernd nimmt er ein Blatt aus der Tasche, es ist aus einer illustrierten Zeitschrift herausgeschnitten und sorglich zusammengefaltet. Dann reicht er es dem Geigerkönig.

„Hier — hier — steht es, Herr Radanyi."

Vor Elemers Augen tanzen rote Punkte, werden schwarz und grün und wieder rot und wieder schwarz und wieder grün. Sein Gesicht ist grau. Immer wieder liest er die eine Zeile der Familiennachrichten des Wiener Journals von vorne:

„Der bekannte Herrenreiter Gellern hat sich vergangenen Dienstag mit der Komtesse Warren, der einzigen Tochter des Grafen Warren, vermählt."

„Vermählt! — Vermählt!"

Beide Hände drückt Radanyi gegen den Mund. Hat er geschrien? — Er weiß es nicht. — Er sieht nur, daß zwei angsterfüllte Augen an seinem Gesichte hängen. „Gehen Sie, Rinker! — Gehen Sie! — Ich finde alles allein!"

Er wußte nicht, was er allein finden wollte. Nur einen Zweiten konnte er jetzt nicht neben sich brauchen.

Seine Hände ballen sich um das Blatt. Noch ehe der andere die Türe hinter sich ins Schloß drückt, bricht er in einem Stuhl zusammen.

„Herr Radanyi!"

Abwehrend hebt dieser die Hand. „Gehen! — Allein sein!" —

Als kleiner, zusammengeraffter Knäuel fällt das Blatt aus Radanyis Fingern auf den Perser. Dann kommt ein verzweifeltes Wimmern, ein Stöhnen, wie von einem waidwund geschossenen Tiere. Die Arme verschränken sich auf den Knien, der Oberkörper sank weit nach vorne, immer tiefer, bis das Gesicht auf die übereinandergelegten Arme zu liegen kam. —

Kein Laut wurde mehr hörbar.

Rinker horchte klopfenden Herzens. Er begriff alles. Aber es ließ sich nichts mehr ändern. Nur allein durfte man den armen Menschen jetzt nicht lassen. Um keinen Preis.

Er stürzte in eines der zunächstliegenden Zimmer und drehte die Kurbel des Tischtelephons. Anderson — war am meisten bei dem Geigerkönig aus- und eingegangen. Der mußte kommen und bei ihm bleiben, bis das Ärgste überstanden war.

Es sind nur wenige Sekunden und doch eine endlos lange Spanne Zeit, bis die verlangte Nummer sich meldet.

Erschöpft hängt Rinker nach wenigen Worten der Zwiesprache den Hörer ein.

Er wich nicht von Radanyis Türe, bis Harald Anderson aus dem Lift sprang.

„Elemer!"

Radanyis Gesicht hob sich nicht.

„Elemer! — Was ist dir?"

An den Schultern hob Anderson den Freund hoch. Zwei ausdruckslose Augen richten sich auf ihn.

„Harald — wenn du barmherzig sein willst, — dann geh!"

„Nein! — Würdest du gehen, wenn du mich so fändest?"

Ein Stöhnen ist die Antwort.

Anderson schob den Arm unter den Elemers und ging mit ihm nach dem Ruhebett, das im Dämmerlicht des einen Fensters stand. Dort drückte er den nun völlig Willenlosen nieder.

„Sprich doch, mein Lieber! — Wie soll ich dir helfen können, wenn ich nicht weiß, was dir ist!"

„Mir kann niemand helfen!"

„Ist dir jemand gestorben, Elemer?"

„Ja!"

„Die Mutter?"

Radanyi verneinte mit einem Kopfschütteln.

„Die Braut?"

„Ja!"

„So plötzlich?" forschte Harald. Und dann in jäh er-

wachtem Mißtrauen über das Gesagte drang er weiter in ihn. „Sag doch, Elemer — ist sie wirklich gestorben?“

Radanyi wandte sein verstörtes Gesicht zur Seite und stützte den Kopf in beide Hände.

„Elemer!“

„Sie hat einen andern genommen!“ Jedes Wort verriet die Qual, die er in sich trug.

„Du Armer! — Aber nein, du bist es ja nicht. Sie war es nicht wert, daß du sie geliebt hast. — So eine! — Die hätte dir auch als Frau die Treue nicht gehalten.“ Anderson sprach sich in Zorn. Solche Weiber gab es, so niederträchtig erbärmliche Kreaturen, die sich immer dem in die Arme warfen, der ihnen am nächsten war. Wenn ein Mädchen Radanyi die Treue nicht hielt, das mußte schon eine ganz minderwertige Sorte sein. Es war nicht schade um sie.

(Fortsetzung folgt.)

Von Fenster zu Fenster.

Von Hanna Bünnig-Vissering.

In den Straßen der Weltstädte hasten die Menschen gleichgültig, grußlos aneinander vorüber. Wohlweislich panzert die Großstadt sie mit einem nach innen gerichteten Blick gegen das äußere Geschehen ihres wogenden Getriebes.

Aber aus der Ruhe der eigenen vier Wände schwingen Wellen der Freundschaft, der Feindschaft, stiller Teilnahme und wortloser Ergriffenheit von Fenster zu Fenster.

Gegenüber im dritten Stock sieht man immer eine alte Dame im Lehnstuhl am Fenster liegen. Ein junges Mädchen, von einem Hauch junger Mütterlichkeit umhüllt, schiebt sie mitten in jeden Sonnenstrahl hinein. Sie schüttelt die Kissen zurecht, auf denen ein weißer, leidender Kopf ruht, den sie sanft streicht und liebevoll küßt. Man sieht sie oftmals mit einem Körbchen durch die Straße eilen, beinah' im Laufschritt, als ob die kleinen flinken Füße nur von dem einen Gedanken beseelt wären, nicht einmal zu spät zu kommen. Ihre Hand umschließen oftmals Blumen. Heut' trug sie Astern und den letzten Duft des Jahres heim: Reseden.

Wellen segnender Freundschaft schwingen hinüber zu diesem Fenster.

In die Parterrewohnung gegenüber ist ein alter Herr mit einer wohl zwanzig Jahre jüngeren Frau gezogen. In die Loggia sind Scheiben eingesetzt, vor denen dichte Gardinen gespannt sind. Wenn aber doch ein Sonnenstrahl sich einen Weg durch Scheiben und Gardinen bahnt, wird schnell eine Markise herabgelassen. Vor den anderen Fenstern hängen Rolljalousien wie schwere Panzer zwei Stunden lang, in denen die Sonne einen schmalen Streifen ihres Glanzes in diese Wohnung wirft. Ob er im Leben nur gerechnet und den Sinn für Licht und Schönheit dabei verloren hat? Ob sie an der Seite des viel zu alten Mannes eine alte Jungfer geworden ist und nun für die Farben ihrer Tapeten und Möbelstoffe fürchtet?

Wellen achselzuckenden Bedauerns schwingen zu diesen Fenstern hinüber.

Drüben im zweiten Stock wohnte seit vielen Jahren ein Ehepaar. Man sah sie immer froh und glücklich. Nie vergaß er von der Straße aus noch einmal zu ihr hinauf zu grüßen. Kam er heim, winkte ihm von oben ihre Hand den Willkommensgruß. Des Sonntags fuhr er sie im Beiwagen seines Motorrades wohl in die weite Welt hinaus. Sprang es an, hüpfte ihnen zur Seite ein Lachen mit.

Eines Tages sah man sie lange, lange am Fenster stehen; manchmal sich weit hinaus biegend, dann wieder hastig ein paar Schritte ins Zimmer gehend, zurückkommend, ihren Kopf in ihren Händen haltend.

Tags darauf wurde ein Sarg in dieses Haus getragen.

Wellen tiefster Teilnahme schwangen zu diesen nun fest geschlossenen Fenstern hinüber.

Im Gartenhaus im 1. Stock wurde jahrelang, sobald die warmen Tage kamen, von einer stets einsamen Frau ein Balkon geschmückt. Auf dem Tisch lagen immer andere schöne Decken, auf den Stühlen reizende, farbenfreudige Kissen. Efeu und Wein rankten an den Wänden hinauf, aus allen Ecken nickten Blumenköpfe. Wenn sie lesend oder arbeitend am Tische saß, lag immer auf einem der schönen Kissen im Stuhle neben ihr eine kleine, weiße Katze. Sie sprach mit ihr, sie streichelte sie liebkosend und nie hat man den Balkon anders besetzt gesehen. Seit einiger Zeit liegt er verwahrlost und verlassen in herrlicher spätsommerlicher Sonne. Eine Stimme auf der Treppe hat es in die Luft geraunt, es pflanzt sich fort und flüstert sich durch jede Tür hinein: die kleine, weiße Katze ist vergiftet worden.

Wellen der Ergriffenheit schwingen zu dem Balkon hinüber, auf dem ein kleiner Hügel welker Blätter behutsam und sacht das Grab einer letzten Lebensfreude deckt.

Das Todestal auf Neu-Guinea.

Ungeheure Diamantenlager. — Das Giftgas als Schatzhüter. — Schatzgräber mit Gasmasken.

Von Dr. Ernst H. Cordes-Sydney.

Wer die Erzählungen aus 1001 Nacht gelesen hat, kennt auch die Geschichte von Sindbad dem Seefahrer und seinem Abenteuer im unzugänglichen Tal des Todes, aus dem der kühne Reisende durch einen Riesengeier gerettet wird. Es ist auffallend, daß sich in den Sagen fast aller Völker die gleiche oder eine ganz ähnliche Fabel findet. Drachen oder Schlangen, unüberschreitbare Felsen oder böse Geister hüten, so heißt es, ein geheimnisvolles Tal, in dem ungeheure Schätze offen zu Tage liegen, aus dem aber nie jemand wieder entkommt.

Auch im fernen Neu-Guinea kennen die eingeborenen Papuas eine Sage vom Todestal, das in diesem Falle durch giftige Gase gehütet wird. Sogar von zwei Europäern wird berichtet, die das geheimnisvolle Tal erreicht haben, aber zu ihrem Schaden zu genaue Bekanntschaft mit dem Giftgas gemacht haben sollen. Aus dieser Gegend des Stillen Ozeans stammen übrigens auch die Berichte vom Upas-Baum, der so giftig ist, daß seine Ausdünstungen genügen, den in seinem Schatten Ruhenden zu töten. Die Wissenschaft hat derlei Berichte stets ziemlich skeptisch aufgenommen. Wie in ähnlichen Fällen dürfte jedoch auch hier ein wahrer Kern zu Grunde liegen. Jedenfalls hat sich kürzlich in Holländisch-Indien eine Gruppe von Ingenieuren zusammengeschlossen mit dem Ziele, mit Hilfe aller Errungenschaften der modernen Wissenschaft dem geheimnisvollen Todestal auf Neu-Guinea zu Leibe zu rücken und zu versuchen, die Diamantenschätze zu heben. Gasmasken und Gassucher werden bei der Ausrüstung eine große Rolle spielen, denn die Berichte von den tödlichen Dämpfen und Gasen werden keineswegs als reine Märchen angesehen. Die Geschichte von den beiden Europäern, die als erste das Diamantental gefunden haben sollen, ist heute auf Neu-Guinea noch unvergessen. Wie es heißt, sind die beiden bei einer Durchquerung des damals noch völlig unbekannten Innern der Insel in ein kleines Tal geraten, dessen Boden dem mineralogisch geschulten Auge einen seltsamen Anblick bot. Überall lagen kieselförmige, glänzende Steine jeder Größe, und jeder einzelne dieser Steine war ein Diamant! Milliardenwerte lagen zu den Füßen der kühnen Forscher und brauchten nur aufgehoben zu werden. Einer der Reisenden kniete alsbald nieder, um sich zu vergewissern, daß sein Auge ihn nicht täusche, doch er richtete sich nicht wieder auf. Im nächsten Augenblick lag er tot zu den Füßen des entsetzten Gefährten. Dieser floh voller Schrecken und kam nach Wochen mühsamster Wanderung durch die wilde Insel an die Küste, wo er sich allmählich erholte. Seine Erzählung fand zunächst keinen Glauben, denn die Südsee wimmelt von solchen und ähnlichen Schatzgeschichten. Erst in der letzten Zeit hat sich die Überzeugung Bahn gebrochen, daß an dem so abenteuerlich klingenden Berichte doch etwas Wahres ist. Man gelangte zu dieser Auffassung auf Grund der Erfahrungen, die mit dem gefährlichen Kohlenoxydgas gemacht worden sind.

Dies Gas entsteht auf die verschiedenste Weise. Es entwickelt sich beispielsweise in schlecht ziehenden Kohlenöfen; auch ist es ein wesentlicher Bestandteil des Leuchtgases, überhaupt aller bei unvollständiger Verbrennung entstehender Abgase. So tritt es häufig bei Holzkohlenfeuer auf. Ein Prozent von ihm in der Luft ist bereits schädlich. Sechs bis acht Prozent führen zum sofortigen Tode. Auch in der Natur selbst kommt das unheimliche Gas vor. Es findet sich in manchen Kohlengruben wie auch in den Kratern vieler Vulkane. Daneben sind zahlreiche über die ganze Welt zerstreute Grotten und Höhlen bekannt, in denen das tödliche Gas angetroffen wird. In gewissen Höhlen des Yellowstoneparkes finden sich in jedem Frühling unzählige Leichen von Vögeln und kleineren Tieren. Giftige Früchte oder dergleichen gibt es dort nicht, das Wasser, die Felsen, der Boden sind durchaus ungefährlich. Die einzige Erklärung ist das Vorhandensein eines giftigen Gases, dessen Natur man aber noch nicht hat nachweisen können. Vermutlich ist es Kohlenoxyd oder auch die an sich ungefährliche Kohlensäure, die aber — in größeren Mengen eingeatmet — erstickend wirkt. Jedenfalls zeigt sich hier genau die gleiche Erscheinung, wie sie von dem Todestal auf Neu-Guinea berichtet wird. Die oben erwähnten Ingenieure nehmen an, daß durch einen vulkanischen Spalt am Boden des Tales Kohlenoxyd oder Kohlensäure aus dem Erdinnern in das Tal gelangt ist.

Beide Gase sind schwerer als die Luft und sammeln sich, da die hohen Bergwände jeden Luftzug ausschließen, in Vertiefungen und am Grunde des Tales. Ein aufrecht Stehender kann sich ungefährdet darin bewegen, während er, sobald er sich bückt oder nur niederkniet, das Gas einatmet und daran erstickt. Wären dem Begleiter des verunglückten Entdeckers des Diamantentals diese Tatsachen bekannt gewesen, so hätte er diesen ohne Schwierigkeit retten können. Aber damals waren sie selbst noch den Gelehrten so gut wie unbekannt, und es ist daher nicht verwunderlich, daß der Entkommene den plötzlichen Tod seines Genossen auf übernatürliche Kräfte zurückführte.

Nachdem man die Natur des Kohlenoxyds erkannt hat, weiß man sich auch erfolgreich dagegen zu schützen. Die neue Expedition wird sich der modernsten Hilfsmittel bedienen, vor allem der im Kriege bekannt gewordenen Gasmasken. Daneben wird man Apparate mitführen, welche die auf anderem Wege nicht erkennbare Anwesenheit giftiger Gase zweifelsfrei und rechtzeitig anzeigen, so daß die Forscher ihre Vorsichtsmaßnahmen treffen können. Ein solcher Apparat besteht aus einer kleinen, mit einem bestimmten chemischen Stoff gefüllten Glasröhre, an der ein Gummischlauch mit einem Mundstück befestigt ist. In verdächtiger Gegend nimmt man den Schlauch in den Mund und läßt die Glasröhre unten am Boden hängen. Tritt nun Kohlenoxyd auf und enthält die durch den Schlauch eingeatmete Luft einen bestimmten Prozentsatz des Giftgases, so nimmt die Chemikalie in der Glasröhre sofort eine abweichende Färbung an und gibt so ein deutlich erkennbares Warnungssignal. So wird es möglich sein, ohne jede Gefahr das gesuchte Tal auf das genaueste zu erforschen. Man darf gespannt sein, ob sich die außerordentlich zuversichtlichen Erwartungen der Schatzsucher, deren jeder sich bereits im Geiste für einen kleinen Krösus hält, auch nur zum Teil erfüllen werden.

Die Wunderhühner.

Ein Amerikaner, der Irland bereiste, unterhielt sich eines Tages mit einem irischen Bauer, der gerade damit beschäftigt war, seine Hühner zu füttern. Er wollte den einfachen Mann einmal recht aufziehen.

„Die Hühner“, begann er, „die Ihr haltet, sind viel schlechter als bei uns in Amerika.“

„Das mag wohl sein“, erwiderte Pat, der Ire, gleichgültig.

„Soll ich Ihnen einmal erzählen von einer Henne, die meine Mutter besaß?“, fuhr der Amerikaner fort. „Das Huhn fraß eines Tages draußen einen ganzen Scheffel Weizen auf, ging dann hin, und legte zwölf Eier. Den folgenden Tag ging das Huhn wieder nach draußen, fraß abermals einen Scheffel Weizen, und legte wiederum zwölf Eier. Am dritten Tage ging das Huhn abermals nach draußen, kehrte zurück, und wiederum legte es zwölf Eier. Am vierten Tage setzte sich das Huhn auf die Eier, und es brütete 72 Küken aus den 36 Eiern aus. Das ist die Sorte, wie wir sie in Amerika haben.“

„Nun“, sagte Pat, „dann will ich Ihnen einmal erzählen von einem halb blinden Huhn, das meine Mutter besaß. Das Huhn fraß einmal Sägemehl, in der Meinung, daß es Abfallmehl war. Es ging zu seinem Nest und legte eine Holzplanke von einem Meter Länge. Den folgenden Tag fraß es wiederum Sägemehl und legte wieder eine Planke von einem Meter. Am dritten Tage ging es ebenso. Das Huhn setzte sich dann auf die drei Planken und brütete einen Küchenstuhl, eine Kanapeebank, einen Tisch und einen Mahagoniziertisch aus. Sehen Sie“, fügte Pat hohnlächelnd hinzu, „das sind die Hühner, die wir in Irland haben.“

Stillschweigend ging der Amerikaner von dannen.

M. N.



Bunte Chronik



* **Vier Kartoffelernten in einem Jahre.** Auf der Insel Teneriffa, der größten der Kanarischen Inseln, hat auch seit längerer Zeit der Kartoffelanbau Eingang gefunden. Da dort der Boden sehr gut ist, und da sich Wärme und Feuchtigkeit ziemlich gleichbleiben, kann das Land viel besser ausgenutzt werden als bei uns. So bauen die Landleute von Teneriffa in ihren Gärten jährlich viermal Kartoffeln an. Kaum, daß die erste Frucht aus dem Boden genommen ist, wird auch schon mit dem Setzen der zweiten Aussaat begonnen; der zweiten Ernte folgt sogleich die dritte Aussaat und der dritten Ernte die vierte Aussaat.

* **Die Religionen der Erde.** Von den 1816 Millionen Menschen, die nach den neuesten Erhebungen die Erde zählt, gehören 684 Millionen einem christlichen und 1132 Millionen einem nichtchristlichen Bekenntnis an. Von den 684 Millionen Christen sind 330 Millionen Katholiken, 210 Millionen Protestanten und 144 Millionen griechisch-orthodoxe, orientalische und andere Christen. Die 1132 Millionen Nichtchristen setzen sich zusammen aus 15 Millionen Juden, 225 Millionen Mohammedanern, 200 Millionen Buddhisten, 217 Millionen Hindus, 300 Millionen Anhängern des chinesischen Gelehrten Konfuzius, 140 Millionen Heiden und Naturanbetern.

*

* **Neuentdeckte Gletscher.** Im Altaigebirge wurden vom Leiter der wissenschaftlichen Sowjetexpedition, Professor Veranow, zwei neue Gletscher entdeckt, welche die Namen Amundsen- und Malmgreen-Gletscher erhalten haben.

*

* **Die Tränenbomben von Alliance.** Bei dem Bürgermeister der im Staate Texas gelegenen Stadt Alliance ließ sich kürzlich der Vertreter einer chemischen Fabrik melden, um dem Stadtoberhaupt Tränenbomben anzubieten. Aber er hatte kein Glück, denn der Bürgermeister versicherte, bereits seit zwei Jahren lagere ein ansehnlicher Bestand dieser nützlichen Gegenstände in den Kellern des Stadthauses. Daraufhin bemerkte der Verkäufer überlegen lächelnd, daß es dann höchste Zeit sei, die Vorräte zu erneuern, denn „bekanntlich“ dauere die Wirksamkeit dieser Bomben allerhöchstens zwei Jahre. Der Bürgermeister wurde stutzig, er hatte aber mit der Gerissenheit amerikanischer Verkäufer bereits traurige Erfahrungen gemacht, so daß er es für geraten hielt, sich durch einen praktischen Versuch von der Richtigkeit der Angaben des anderen zu überzeugen. Heimlich ließ er aus dem Keller eine Tränenbombe holen und brachte sie in der Eingangshalle zum Platzen, nachdem er für seine Person für eine ungefährdete Rückzugslinie gesorgt hatte. Der Erfolg war großartig. Als die Bombe platzte, stürzten alle in der Halle Befindlichen wie besessen ins Freie, voran der Verkäufer, der seinen eigenen Versicherungen offenbar selbst nicht so ganz traute. Wenige Augenblicke später befanden sich alle übrigen Anwesenden auf der Straße. Die Tränenbäche, die ihren Augen entstürzten, waren der beste Beweis dafür, daß die Stadt sich beim Ankauf der Tränenbomben nicht hatte übers Ohr hauen lassen. Der Verkäufer ließ sich in Alliance nicht wieder sehen.

*

* **Eine amerikanische Giftmörderbande.** Einer eigenartigen Verbrecherbande ist die Polizei der Stadt Charlotte im nordamerikanischen Staate Nordkarolina auf die Spur gekommen. Die Männer und Frauen, die dieser Verbrechergesellschaft angehörten, haben nichts anderes unternommen, als die Beseitigung ihrer Ehegatten durch Gift. Der Haupttreiber der Bande ist ein „Professor“ mit Namen Daniles; er besorgte das Gift, mit dem die Ehegatten der Gesellschaft ums Leben gebracht werden sollten. Verhaftet sind bis jetzt dieser Daniles, eine Frau Lokany, deren Mann vor kurzem an Gift starb, und einige Frauen, deren Männer unter schweren Vergiftungserscheinungen in Krankenhäuser übergeführt werden mußten. Weiter ist ein Negerpastor Morre ins Gefängnis eingeliefert worden, der bereits Gift gekauft hatte, um seine Ehefrau zu beseitigen.

Lustige Rundschau

* **Wie man's macht . . .** Ein Junge ist hingefallen und brüllt mordsjämmerlich. Mitleidig sagt ein Passant: „Aber Junge, heul' doch nicht so! Ein so großer Junge weint doch nicht mehr!“ — „Was soll ich denn sonst machen“, schluchzt der Bengel; „Sie sagen, zum Weinen bin ich zu groß, aber zum Schimpfen bin ich jedenfalls noch zu klein.“

*

* **Verkennung.** Lieschen ist mit Vater auf dem Jahrmarkt. An einem Lattenzaun ist ein Stand mit Sardellenbuttersemmeln. Lieschen darf sich eine Sardellenbuttersemmel kaufen. Gibt Vater ein Stück davon. Vater meint: „O je, die Sardellenbuttersemmel ist ja schon ganz alt!“ Lieschen: „Nein, Vatt, das kann nicht sein; am Zaun hab' ich ganz deutlich gelesen: „Frisch gestrichen“.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg